

# Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

411

Zwanzigster Jahrgang

Oktober 1917 bis Oktober 1918



3210

H789



Egon Fleischel & Co.  
Berlin W

# Das literarische Echo

## Halbmonatschrift für Literaturfreunde

20. Jahrgang: Heft 8.

15. Januar 1918

### Wesen des Reporters.

Von Egon Erwin Kisch (Wien)

Der Gebrauch des Wortes „Reporter“ als Synonym für Lokalreporter ist eine vollständig sinnlose Kürzung. Jeder gute Journalist ist Reporter: der Politiker wie der Volkswirt, der auswärtige Korrespondent wie der Sportredakteur, der Militärkritiker wie der Theaterreferent, der Parlamentsjournalist wie der Kriegsberichterstatter, der Leitartikler wie der Feuilletonist. Ohne zu reportieren, d. h. ohne das meritorische und (für die Behandlung des Stoffes) wichtige Material herbeizuschaffen, gibt es keine geistige Behandlung eines Themas. Auch für den Gelehrten, für den Dichter nicht. Flaubert reiste um der „Salamambo“ willen nach Algier, Zolas Studien auf der Lokomotive, in den Eisenwerken, in den Hallen und Elendenvierteln sind biographisch bekannt und aus jeder Zeile der Werke erkennbar. Jeder Schriftsteller, auch der Nichtrealist, bedarf der Milieustudie, und jede Milieustudie ist Reportage.

Ganz sinnlos aber ist der geringschätzige Unterton der Bezeichnung „Reporter“, dem eine kolossale Überschätzung des Leitartiklerschreibers, des Kunstrezensenten, des Verfassers nationalökonomischer Artikel und besonders des feuilletonistischen Plauderers gegenübersteht. An sich ist immer die Arbeit des Reporters die ehrlichste, sachlichste, wichtigste. (Daß der Theaterkritiker ein Regenerator, mancher Reporter ein Lügner und mancher Wortwizler im Grunde eine ethische Persönlichkeit sein kann, hat damit nichts zu tun.) Ich spreche nur vom Reporter als solchem. Er mag übertreiben, unverlässliche Nachrichten bringen, — dennoch ist er immer von der Tatsache abhängig, immer von der Sachlichkeit, immer ist ein Patrouillengang, ein Weg, ein Gespräch oder ein Anruf die Grundlage selbst der kleinsten Notiz. Der Leitartikler an sich ist immer in der Lage, ohne von seinem Sessel aufzustehen, über irgendein Thema zu schreiben. Es gibt auch immer irgendein Thema. Er kann es mit glänzender Sachkenntnis behandeln und mit trefflich passenden Zitaten belegen. Zitate aber stammen aus Publikationen, also aus zweiter Hand. Die Ergebnisse der Recherche sind aus erster Hand, sind aus dem Leben.

Natürlich ist die Tatsache bloß die Busssole seiner Fahrt, er bedarf aber auch eines Fernrohres: der „logischen Phantasie“. Denn niemals bietet sich aus der Autopsie eines Tatortes oder Schauplatzes, aus den aufgeschnappten Äußerungen der Beteiligten und Zeugen und aus den ihm dargelegten Vermutungen ein fadenloses Bild der Sachlage. Er muß die Pragmatik des Vorfalles, die Übergänge zu den Ergebnissen der Erhebungen selbst schaffen und nur darauf achten, daß die Linie seiner Darstellung haarscharf durch die ihm bekannten Tatsachen (die gegebenen Punkte der Straße) führt. Das Ideal ist nun, daß diese vom Reporter gezogene Wahrscheinlichkeitskurve mit der wirklichen Verbindungslinie aller Phasen des Ereignisses zusammenfällt; erreichbar und anzustreben ist ihr harmonischer Verlauf und die Bestimmung der größtmöglichen Zahl der Durchlaufpunkte. Hier differenziert sich der Reporter von jedem andern seiner Gattung, hier zeigt sich der Grad seiner Begabung, genau so wie sich an dem Linienzug durch die gegebenen Punkte der Tatsachen und der Tendenz die Kunst des politischen Redakteurs, des Kritikers usw. zeigt.

Der Berichterstatter ist der Prosaiist der Ballade. Man stelle sich z. B. „Die Kraniche des Ibykus“ in den Spalten einer Zeitung fortlaufend gelesen und mit den üblichen Untertiteln versehen vor, und man hat den Bericht einer in Poseidons Fichtenhain (Bezirk Akrokorinth) begangenen Mordtat zweier Landstreicher an einem griechischen Sänger mitsamt den Personalien des Ermordeten, der genauen Schilderung des Schauplatzes, der Tat, der Entdeckung der Mörder („Kraniche als Detektive!“) während einer Theatervorstellung, ihrer Festnahme und dem Geständnis. („Zum Kampf der Wagen und Gefänge, der auf Korinthos Landesenge der Griechen Stämme froh vereint, zog Ibykus, der Götterfreund; Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund, Apoll. So wandert er am leichten Stabe nach Ilion . . .“)

Wogegen des Feuilletonisten Ideal die Lyrik ist. Der Plauderer, der schlechteste Feuilletonist wird Tatsachen unterdrücken; kann er dies nicht, so gibt er sich



sie geben das Letzte her an innerer Ausdruckskraft. „Verdichteter Realismus“, so nannte Hanns Johst einmal seine Kunstform. Ihm ist die Welt in ihrer Erscheinung viel zu wesentlich, als daß er in unanschaulichen Worten darüber hinwegstriche. Objekt und Geist haben sich nötig; der Geist kann in Leben und Kunst nur im Gegenständlichen erscheinen, nur an ihm sich freimachen. Deshalb ist dieser Roman nie schemenhaft; er faßt an, was er behandelt, er hebt das Ding ins Licht, bis es kristallen leuchtet; er ist jung mit allen Vorzügen und Fehlern, Zartheiten und harten Ecken, jung und sehr viel versprechend.

## Stefan Georges Wort zum Weltkrieg

Von Will Scheller (3. J. im Felde)

In dem berliner Verlage von Georg Bondi, auf dem Titel das bekannte, sozusagen neugotische Merkzeichen, das die öffentlichen Ausgaben der „Blätter für die Kunst“ von allen anderen deutschen Büchern unterscheidet, gedruckt in der eigens für diese Publikationen von Melchior Lechter entworfenen Schrift, ist ein Gedicht „Der Krieg“ erschienen, von Stefan George verfaßt; das Entstehen, welches angesichts dieser Veröffentlichung empfunden worden ist, erklärt sich nur aus einer noch immer unzulänglichen Auffassung von dem Wesen und der Haltung dieses Dichters, dessen Wirksamkeit nun durch das Kriegsgedicht allerdings einen erheblich verschärften kulturhistorischen Akzent bekommen hat.

Es enthält zunächst in gedrängtester Form von zwölfmal zwölf schmutzlosen Verszeilen jambischen Gespräges alle diejenigen Beziehungen, welche dem Dasein des Dichters erst die tiefere Resonanz verleihen, zu Volk, Vaterland und Staat, zu den geographisch engeren und weiteren Kreisen der Weltkultur und den miteinander streitenden materiellen und ideellen Problemen derselben. Es ist natürlich, daß einige dieser Probleme, da sie durch die Menschheitskatastrophe zu unerbittlicher Aktualität erwachsen sind, auf die schöpferischen Geister einen Eindruck machen, um den diese als bedeutende Menschen nicht herumkommen, so daß eine öffentliche Stellungnahme unvermeidlich wird. Aber damit erführe Georges Dichtung eine nur unvollkommene Deutung, die zudem auf den Irrtum zurückführen würde, daß nämlich dieser Mann im Grunde seines Herzens kein Interesse an allgemeinen Zeitfragen hege und hier gewissermaßen nur formell zur Weltwandlung sich verlaublich habe.

So verhält es sich aber nicht. Vielmehr ist die Teilnahme Georges an dem vielfältigen Ringen der Menschheit, namentlich seiner Nation, um eine höhere Form des Lebens von jeher ebenso lebhaft, wie sein Urteil über die besonderen Phasen dieses Strebens jeweilig durchdringend und gerecht erscheint. Freilich konnte er das als Lyriker strengster Observanz, der

die Behandlung einzelner Angelegenheiten des Kulturlebens den hierzu Berufenen überläßt, nicht so sinnfällig dartun wie andere, die nicht so nachdrückliche Anforderungen an die Reinheit des dichterischen Ausdrucks zu stellen pflegen; doch hat er schon im „Vorspiel“ zum „Teppich des Lebens“ eine Art Grundriß seiner Daseinsbetrachtung geboten und dann im „Siebenten Ring“ zu mancher Einzelfrage, wenn auch zumeist in der Hülle des Sinnbildes, bezeichnende Äußerungen getan. Im „Stern des Bundes“, worin die religiöse Grundstimmung seines Wesens einen leidenschaftlichen, doch leidenschaftlich gebändigten Ausdruck gewonnen hat, finden sich Stellen, die sogar als Witterungen des damals noch bevorstehenden, die Völker wägenden Unheils angesehen werden dürfen, und so fällt das neue Gedicht keineswegs aus dem Rahmen der georgischen Produktion, sondern ist ein lebendiges, natürliches Glied in diesem geistigen Organismus; daß er einige Dinge unmittelbarer benennt als vordem, verrät nur den gewaltigen Eindruck, den die Ereignisse auf das Gemüt des Dichters gemacht haben, obgleich sie von ihm zweifellos vorausgesehen worden sind.

Dies betont er selbst mit Worten von so heiligem Ernst, daß kein Zweifel erlaubt ist und die Haltung, die George den Strömungen der Zeit gegenüber stets eingenommen hat, aufs Neue gerechtfertigt erscheint. Im übrigen faßt er den Krieg nicht nur als eine militärische, politische und wirtschaftliche Auseinandersetzung zwischen den Weltmächten auf, sondern von höherem Standpunkte aus als eine unumgängliche Folge der vom Materialismus erzeugten geistigen und sittlichen Verflachung, die ihrerseits jene unwägbaren Unsicherheiten hervorrief, die dann das ausschlaggebende Verhalten der Völker verhängnisvoll beeinflusst haben. Allerdings werden der unaufhaltsame kulturelle Verfall Frankreichs und die das Gefühl des Europäers beleidigende Skrupellosigkeit der englischen Politik so wenig verkannt wie die hieraus sich ergebende Notwendigkeit von Machtverschiebungen, aber es kommt doch, so folgert George, letzten Endes darauf an, daß der aus dem Schoß der weißen Rasse geborene Idealismus wieder die Vorherrschaft gewinne auf der Welt, eine zur Gesundheit jeder Nation unbedingt erforderliche Autorität religiösgestimmten Weltgefühls, die durch die materialistische Infektion des Volksgeistes in allen Ländern erheblich gefährdet worden ist. Daß eine solche Erneuerung mitnichten durch Verehrung abgestorbener Symbole, sondern allein durch naturgemäße Fortpflanzung freilich von altersher wirksamer geistiger Energien herbeigeführt werden kann, wird keineswegs verhehlt.

Betont wird hingegen, und hiermit gipfelt und schließt das Gedicht, das mit einem kurzen, aber bedeutsamen Rückblick auf die Augusttage 1914 begonnen hat, daß die Möglichkeiten dieser Restauration des europäischen Geistes und die Hoffnungen auf seine Errettung aus der Gefahr des Erdrosselwerdens durch irreligiöse Strebungen und jene un-

greifbaren giftigen Kräfte, die von einem fremden Außen herandringen, in Deutschland liegen, das nicht umsonst von den grauamsten Verheerungen des Krieges verschont geblieben ist. Hier, im Innersten des deutschen Volkes, schlummern jene Energien, durch welche das infolge des Krieges vollends erschöpfte Europa genesen wird, und deshalb ist es vor allem erforderlich, daß sie geweckt und in kulturelle Wirksamkeit umgesetzt werden. Der Jugend Deutschlands überträgt Stefan George die wundervolle Pflicht, die Flamme von Hellas und den Stern von Bethlehäm aufs neue zu Ehren zu bringen, er ruft sie auf, den Himmel der Menschheit wieder mit Göttern zu beselen, mit jenen Idealen, die allein durch Sünden wider den heiligen Geist der Schöpfung, doch, wenn die Menschen nur wollen, nicht für immer entrückt worden sind. Feuriges Bestreben kann sie zur Rückkehr bewegen, und zu solchem Gottesdienst ist Deutschland die schönste Stätte, schlagen in Deutschland die eifrigsten Herzen.

Dies Kriegsgedicht hallt also nicht wider von theatralischem Waffentirren und unverantwortlichem Phrasentum, aber obwohl es von so hoher Warte aus das Weltgetümmel überblickt, offenbart es doch zugleich das tiefste Mitgefühl mit den irdischen Erschütterungen, vornehmlich mit der schier übermenschlichen Leistung des Mannes im vordersten Graben, und läßt sich nicht zu wohlfeilen Wortprägungen verleiten, die dem Kriegsteilnehmer nur Grund zu bitterer Erheiterung geben können; vielmehr ist in diesen lapidar geprägten Strophen überall zu empfinden, daß ein Mensch aus innerster Nötigung heraus redet und immer nur das, was ihm zu sagen unbedingt notwendig erscheint. Es besteht füglich kein Erfordernis, ein abschließendes Werturteil zu fällen; denn das ergibt sich aus der festgestellten Gesinnung und der gleichfalls nicht verschwiegenen Weise ihres Ausdrucks offenbar von selbst. Und gewißlich wirkt es verheißungsvoll, daß in deutscher Sprache dergleichen geschrieben werden konnte in einer Zeit, da trotz aller Not so wenig Klarheit waltet über das, was innerlich nottut zu einem in der Tat dauerhaften Frieden. — (Vgl. Sp. 459).

## Storm und Henje

Von Alfred Biese (Frankfurt a. M.)

Die letzten Jahrzehnte haben uns manchen wertvollen Briefwechsel bedeutender Männer des 19. Jahrhunderts besichert; Bächtold gab den von Storm und Mörike, Köster den von Storm und Keller, Pechel den von Burdhardt und Henje heraus; und an die vier Bände Storm-Briefe, die Gertrud Storm uns schenkte<sup>1)</sup>, reiht sich nun höchstwillkommen der Briefwechsel zwi-

schen Paul Henje und Theodor Storm aus den Jahren 1854 bis 81 an<sup>2)</sup>. Ausstattung und Druck sind vortrefflich, nicht minder die beigegebenen Bilder, namentlich der ausdrucksvolle, schön geformte, strahlende Apollokopf Henjes; über das sehr gute Bildnis Storms ist leise Melancholie gebreitet, ja eine gewisse Müdigkeit schlummert in den Augen, so daß schon im Äußeren die beiden Männer, die sich doch im Laufe der Jahrzehnte so eng aneinander schließen sollten, einen gewissen Gegensatz zueinander bilden. Es fügte aber ein freundliches Schicksal, daß schon 1850 dem jungen genialischen, frühbewunderten und verhätschelten, berliner Dichter der Verleger Alexander Dunder ein schmales Päckchen Manuskript „Sommergeschichten und Lieder“ von dem gänzlich unbekanntem schleswig-holsteinischen Dichter Theodor Storm zur Begutachtung vorlegte, und sogleich wurde das begeisterungsfähige Herz des Jüngeren von der Kunst des Älteren entzückt; so bereitete Henje den Erstlingen Storms den Weg in die Öffentlichkeit. Es ist wundervoll zu sehen, wie er durch die Jahrzehnte hin seine „unretbarste Passion“, die Treue, bewahrt hat und sich allezeit zu dem „dankbarsten Publikum“ Storms rechnen durfte.

Mit liebevoller Hingabe und großer Sachkunde ist der Herausgeber dieser Briefe, Georg J. Plotke, allen in den Briefen angedeuteten Beziehungen nachgegangen und hat manches längst verschüttete Buch wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit ausgegraben. Mit jugendlichem Überschwang vergöttert er seinen Heros Henje und verfällt leider dabei dem bei uns Deutschen so häufigen Fehler, wenn es sich um zwei Ebenbürtige handelt, den einen auf Kosten des anderen zu preisen. Wer es weiß, wie schwer Storm als ein Entwurzelter in jenen unglücklichen potsdamer Jahren gelitten hat, wie er, nach seinem eigenen Bekenntnis an Henje, „durch körperliches Leiden und die Ungunst aller Verhältnisse um ihn her so stumpf und ermüdet, ja fast sich selbst unkenntlich“ geworden, der findet wenig Geföhm an Fontanes Verbissenheit, mit der er noch nach so langen Jahren in dem Buch „Zwischen Zwanzig und Dreißig“ den Freund verspottete. Auch Plotke spricht von einer nur Fontane „erlaubten kollegialen Respektlosigkeit“, erlaubt sich aber selbst dabei, durchaus in dieselbe Kerbe zu hauen und „die gesellschaftliche Unsicherheit und hoffnungslos provinzielle Art des kleinstädtischen Dyrkers“, ja sein „kulturloses Gehaben“ (sogar mit ‚widwachsenen‘ Kindern, die, wohl gemerkt, damals erst drei bis sieben Jahre alt waren!) der „persönlichen Überlegenheit“ und „geistigen Grazie“ „eines geistig höchst kultivierten“, nämlich P. H., gegenüberzustellen, ja, dies Ver-

<sup>2)</sup> Herausgegeben und erläutert von Georg J. Plotke. Erster Band. Mit vier Bildnissen in Kupferdruck. München 1917, J. F. Lehmann. An Druckversehen vermerkte ich: S. 11, Z. 1 und 2 v. o. sind vertauscht, in der Mitte heißt es 1854 statt 1856, Z. 7 v. u. lies Sie statt sie, ebenso S. 41, Z. 4 v. o., S. 81, Z. 9 v. o. lies das Pathos statt der Pathos, S. 100, Z. 17 v. o. lies Form(en) statt Forem, S. 130, Z. 12 v. u. lies noch statt nahe, S. 55 und 86 streiche „natürlich.“

<sup>1)</sup> Vgl. meine Aufsätze L. G. XVII, 850: „Aus dem Liebesleben Theodor Storms.“ XVIII, 772: „Aus Storms Eheleben und Weltgefühl.“ XIX, 666: Storm in Briefen.